

# Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zum  
**Oberurseler Bürgerfreund.**

Verlag von Heinrich Verlebach in Oberursel.

F. Ronfort.

## Die Liebe einer Frau.

Ein Künstlerroman von Paul Blis.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

**M**ühsam sah Bruno Francesco nach. Seine gute Laune war dahin. „Injamer Kerl, der!“ fluchte er leise, als er an Mario dachte. Jammerichade war es, daß dieses herrliche Mädchen dem wilden Patron zugetrohen werden sollte! — Wütend lies er weiter und weiter. Auf einmal war er in Niva. Er ging hinunter nach dem Hofen, setzte sich fest unter den Kolonaden und trank Chianti.

Um ihn herum tobte das Leben. — Ein Dampfer kam an. Wagen fuhren hin und her, und Passanten drängten sich durch die Gasse. Nichts von alledem kümmerte ihn. Immer nur der Gedanke: Schade, ewig schade um das herrliche Mädchen!

So trank er und trank, hastig und ohne Bedacht.

Als er aufstand, hatte er einen schweren Kopf.

Da, als er eben gehen wollte, sah er, daß Mario ihm gegenüber am ande-

ren Tisch saß. Sofort erkannten sie sich. Wütende Blicke von einem zum anderen. Dann ging Bruno ohne Gruß davon. Um einen freien Kopf zu bekommen, wollte er zu Fuß nach Hause gehen.

Als er aus dem Bereiche der Stadt war und durch die stille Campagna wanderte, schwand endlich sein Ärger.

Die Dämmerung sank langsam hernieder, und auf den Bergen lagen die letzten Lichter der gesunkenen Sonne.

Der Künstler in ihm erwachte. Sein entzücktes Auge schwelgte in der Pracht dieser matten, langsam dahinstrebenden Farben.

Plötzlich war ein Wägelchen neben ihm. Mario saß darauf.

„Ich denke, der Herr wird ein Stückchen mit fahren“, sagte er.

Wütend sah Bruno ihn an. „Weshalb denken Sie das?“ fragte er barsch.

Spöttelnd kam es zurück; „Weil ich fürchte, daß dem Herrn der Wein ein wenig zu schwer war.“

„Strecken Sie nur die Nase in Ihre eigenen Sachen, das rate ich Ihnen!“ rief Bruno ärgerlich.

Der andere aber schrie: „Mit unserem Wein ist's wie mit unseren Mädchen! Sehen Sie sich nur vor! Das rate ich Ihnen!“

„Scheren Sie sich zum Teufel!“

Und wütend fuhr Mario davon.

Langsam und bedächtig ging Bruno seinen Weg weiter. Mit Gewalt kämpfte er seinen Ärger herunter und vergaß diesen Zwischenfall. Und das wurde ihm nicht schwer, denn sobald er wieder allein war mit der Natur, sobald sein Auge und seine Seele wieder neue Bilder in sich aufnahmen, war aller Haß und alle Kleinlichkeit der Welt vergessen.

Mit Eintritt der Dunkelheit war er daheim. — Er ging noch einmal durch den Garten, aber er fand niemand. Und Gesang bekam er diesen Abend auch nicht zu hören. Betrübt ging er zur Ruhe. Er hatte keine gute Nacht gehabt. Aber als er um sechs

Uhr aufstand und in den sa- chenden, son- nigen Morgen sah, war seine trübe Stim- mung so wie weggewischt.

Auf einmal dachte er an Werner. Weshalb er wohl so wenig schrieb? So viele Ar- beit? — Viel- leicht war er gar verliebt in eine schöne Rö- merin? Dann allerdings! Er lächelte ganz still und glück- selig vor sich hin, und sein Herz begann etwas lebhaf- ter zu pochen.

Liebe — ja, dies Geheim- nisvolle, dies Rätsel!“

Dann dach- te er an seine

Francesca, — ja, er liebte sie mit aller Kraft seines Herzens, das fühlte er jetzt ganz klar, — alles in ihm atmete nur die eine heiße Sehnsucht: sie! — Immer nur sie!

Plötzlich dachte er an seinen alten Arzt daheim und an dessen Worte; — der Born des Lebens ist die Liebe allein; ja, er hatte recht gehabt, der gute Alte. — aus der Liebe allein floß die Kraft,



Ein Balkanidyll: Unsere Feldgrauen in einem Albanerdorf im westlichen Mazedonien.

Die Kinder essen wie überhaupt alle Familienmitglieder mit den Händen aus einer gemeinsamen Schüssel.

die dem Blute neues Leben gab, — das spürte er an sich selber, denn seit er Francesca kannte und liebte, die Reine, die Herrliche, — seitdem war er wie verjüngt, fühlte nicht mehr die Last seiner Jahre und sah mit neuen und helleren Augen in die Welt.

Francesca! — Ja, er liebte sie! Und nun stand es auch fest bei ihm, daß er nicht eher ruhen wollte, bis sie ganz die Seine war. Pünktlich wie immer erschien um sieben Uhr Mutter Theresa mit dem Frühstück.

Bruno wünschte ihr einen freundlichen „Guten Morgen“. Zurückhaltend wie in den letzten Tagen war sie auch heute; während sie aber sonst immer schnell wieder verschwand, blieb sie diesmal noch am Tische stehen. Erstaunt sah Bruno sie an.

Da begann sie zögernd: „Ich habe dem Herrn eine Mitteilung zu machen.“

Er ahnte nichts Gutes, doch ruhig fragte er: „Bitte, was ist es denn?“

Ruhig sprach sie weiter: „Wir bekommen nämlich Besuch, und da wir kein Zimmer mehr haben —“ sie hob die Schultern — „es tut mir ja leid —“

Lächelnd ergänzte er: „So muß ich Platz machen, nicht wahr?“

„So leid es mir tut, — ja!“

Ironisch lächelnd wiederholte er: „So leid es Ihnen tut, — ja, es wird Ihnen gewiß sehr schwer, das kann ich mir denken.“

Sie antwortete nichts.

Und er fuhr fort: „Natürlich gehe ich nicht eher weg, bis meine Frist um ist.“

Ein wenig verlegen sagte sie: „Ich würde dem Herrn, wenn er früher ausziehen wollte, auch gern die gezahlte Miete zurückgeben!“

„Das glaube ich wohl, aber ich will nicht früher ausziehen!“

Sie wurde ganz rot vor Ärger, aber sie beherrschte sich, sagte nichts und ging hinaus. — Wütend sah er ihr nach.

Offenbar ging das von Mario aus! Man wollte ihn mit Gewalt von Francesca trennen! Ganz sicher war es so!

Aber sie sollten sich täuschen, nun gerade wollte er ihnen allen trohen und seine Liebe ganz offenkundig zur Schau tragen.

Eine Stunde später ging er hinunter nach den Zypressen.

Francesca war bereits da. Stürmisch begrüßte er sie.

Doch schnell entzog sie ihm die Hand. „Um Gottes willen,“ flüsterte Francesca, „die Mutter sieht ja alles.“

Er aber blieb fest. „Jetzt soll es keine Heimlichkeiten mehr geben. Noch heute sage ich deiner Mutter, daß wir uns lieben!“

„Santa Madonna, das darf nicht sein!“ flehte sie.

„Und noch heute begehre ich dich zur Frau“, sprach er ruhig und bestimmt weiter.

„Es gibt ein Unglück“, rief sie leise, „sag es nie, niemals!“

Doch er erwiderte ernst: „Unsere Liebe ist rein und echt, ich meine es ehrlich, da gibt es nichts zu fürchten.“

Sie aber bat flüsternd: „Du kennst die Mutter noch nicht, wie wild sie eintwilligen!“

Da sah er sie erstaunt an: „Ich denke, daß du über dich allein verfügst?“

Dem Weinen nahe, flehte sie: „Aber was soll ich denn tun? Ich kann doch nicht mit dir gehen! Solange die Mutter lebt, kann ich sie nicht verlassen!“

Ernst und erstaunt sah er sie an. Das begriff er nicht.

Dann drängte sie leise. „Laß uns beginnen, die Mutter wird schon aufmerksam.“

Langsam, fast mechanisch traf er seine Vorbereitungen.

„Weißt du, daß nur die Wohnung gekündigt ist?“ fragte er misshütig.

Sie nickte. „Eben erfuhr ich es erst.“

„Natürlich bekommt ihr gar keinen Besuch, wie?“

Stumm und traurig verneinte sie.

Und hohnlächelnd rief er: „Also nur, um uns zu trennen! Unerhört ist so etwas!“

Und wieder bat sie flehentlich: „Sei still, Geliebter, verrat' doch nichts — ich, ich allein hab sonst ja nur darunter zu leiden — man quält mich ja so schon genug!“

Da nahm er sich zusammen und sagte nichts mehr und schluckte all den Groll und all die Wut in sich hinein.

Endlich begann die Arbeit. Still, ernst, fast feierlich war es. Kein Wort wurde gesprochen.

Aber schon nach den ersten zehn Minuten warf er Pinsel und Palette hin. „Es hat keinen Zweck, es wird nichts!“

Betrübt sah sie ihn an.

„Nein, nein,“ rief er, „es wird nichts. Mir fehlt die Freude, meine Stimmung ist dahin.“ — Fluchend packte er zusammen.

Und still stand sie auf. „Was soll denn nun werden?“ fragte sie leise, fast dem Weinen nahe.

Verärgert erwiderte er: „Weiß Gott, ich weiß es nicht!“

„Bist du es nun überhaupt nicht malen?“

„Das beste wär's schon.“

Da sah sie ihn mit innig bittendem Blick an. Und da mußte er mit Gewalt an sich halten, sie nicht in seine Arme zu ziehen.

„Francesca,“ flüsterte er mit verhaltener Leidenschaft, „ich muß dich sprechen, ich muß mit dir allein sein, noch heute.“

Sie nickte ihm zu. „Vielleicht nachmittag — ich gebe dir Nachricht.“ Dann ging sie ins Haus.

Er aber lief durch die Campagna, von Ort zu Ort, wie gehegt, trank und trank, aber nirgends fand er Ruhe, nirgends Freude.

Als er nach Tisch heimkam, fand er oben unter der Baste einen kleinen Zettel, und darauf stand: „Um vier Uhr in Barone an der Kirche. Mario ist in Riva.“

Da war er beruhigt.

Lange vor vier Uhr war er bereits in Barone an der Kirche, deren neuer, weißer Anstrich weithin in die Campagna leuchtete.

Und gleich nach vier Uhr kam auch sie.

Arm in Arm wanderten sie weiter. Sie kannte einen schmalen, kleinen Weg, der in die Berge führte, dorthin gingen sie.

Erst als sie ganz einsam waren und von niemand mehr überrascht werden konnten, da erst durfte er seinen Arm um sie legen und sie küssen. Und er umfaßte und küßte sie mit leidenschaftlicher Glut, und unter den stürmischen Liebesküssen sagte er:

„Diese Heimlichkeit muß aufhören, Francesca, ich bin für so etwas nicht geschaffen. Was wir tun, ist keine Sünde. Alle Welt kann es sehen. Und gleich morgen gehe ich deiner Mutter alles.“

Beidend antwortete sie: „Und weißt du, was die Folge sein wird?“

„Deine Mutter wird sich in das Unvermeidliche finden müssen.“

„Oh, wie schlecht kennst du sie!“

„Aber, Lieb, was kann sie denn anders tun? Sie kann dich doch nicht zwängen oder gar dich einsperren, bis du dich für Mario entschlossen hast.“

„Nein. Aber man wird mich durch Kadestriche foltern, durch Kleinigkeiten mich quälen und tyrannisieren, bis ich ja gesagt habe. Man wird den Pfarrer und den Bürgermeister zu Hilfe holen, um mich dir zu entwenden. Oh, du weißt noch nicht, was alles hierzulande aufgestellt wird, wenn eine Tochter nicht so will, wie die Mutter es für gut befindet.“

Niedergedrückt sah er vor sich hin und schwieg.

Dann aber erwachte seine Energie wieder. „Nun gut, so bleibt nur ein's, was uns retten kann.“

Argwöhnlich fragend sah sie ihn an.

„Wir fliehen nach Deutschland oder sonstwo hin, lassen uns trauen und schreiben dann, wo wir sind. Der vollendeten Tatsache wird die Mutter sich fügen müssen.“

Sie schwieg und schaute jinnend in die Ferne.

„Nun, was sagst du dazu?“

Roch immer schwieg sie.

„Kannst du dieses Opfer bringen, Francesca? Frage dich, ob deine Liebe zu mir so groß ist, daß du diesen Schritt tun kannst.“

Da antwortete sie: „Und die Mutter? Wenn sie daran zugrunde geht?“

„Sie wird den Schmerz überwinden. Die Zeit heilt ja alles. Und wenn sie weiß, daß du glücklich geworden bist, dann wird auch sie zufrieden sein.“

„Mein Gott, mein Gott, was soll ich denn tun?“ flehte sie mit erhebenden Händen.

Er aber legte seinen Arm um sie, zog sie an sich und bat unter Küßen und Rosen: „Sag doch ja, Geliebte! Du bist ja mein alles, meine Welt! Nie, niemals wirst du es bereuen, mir gefolgt zu sein!“

„Aber die Mutter, die Mutter —“

„Steht nicht schon in der Bibel, daß das Weib Vater und Mutter verlassen muß und dem Mann ihrer Liebe folgen soll? Sieh, Francesca, es handelt sich ja doch um dein Glück, um deine Zukunft! Sag ja, Geliebte! Sag doch ja!“

Da sank sie ihm matt und willenlos in die Arme und sagte: „Ich will dir folgen.“

Mit einem Jubel umfing er sie und preßte sie an sich in wilder, heißer Liebe.

Und dann, nachdem der erste Glückskrausch verslogen war, dann überlegte er klar und scharf, was nun zu tun war, denn jetzt war schnelles Handeln notwendig.

Bald war man sich auch über alles einig.

Noch in dieser Nacht wollten sie fliehen. Zuerst mit einem Wagen nach Riva, dann mit dem ersten Frühdampfer nach Desenzano, von da weiter nach Genna, dann per Schiff nach Marseille, dann nach Paris; dort sollte die Trauung stattfinden und dann die Mutter Nachricht bekommen.

Zu alledem sagte sie ja, aber es klang matt, fast tonlos.

Bittend flehte er sie an: „Francesca, Lieb, sei nicht so traurig. Ich weiß ja, wie schwer dieser Schritt dir wird, aber sieh, es gibt für uns doch keinen anderen Ausweg!“

Stumm sank sie an seine Brust und weinte leise.  
 Zärtlich streichelte er ihr Haar. „Nicht doch, Liebste, nicht so weinen! Wenn erst einmal der Trennungsschmerz überwunden ist, dann wird dir das Herz schon wieder leichter werden. Denk doch an unsere Zukunft, Lieb! Das Glück, das reinste Glück harret unser!“  
 Unter Tränen erwiderte sie: „Ach, Liebster, mir ist so bang ums Herz, so ahnungsschwer, daß ich nicht wage, weiter zu denken.“  
 „Aber Liebchen, weshalb sich denn so quälen!“ Er zog sie an sich und küßte sie heiß und innig. „Laß doch so schlimme Gedanken nicht aufkommen! Ich bin ja bei dir! Was soll dir denn passieren?“  
 „Ein Angstgefühl bellemmt mir die Brust, und ich kämpfe ganz vergebens dagegen an“, sagte sie bebend.

Da umfaßte er sie noch fester und bat: „So sei du stärker als dies Gefühl, dann wirst du es überwinden!“ Und dringender bat er: „Hast du mich denn lieb, Francesca, und traust du mir so, wie ich dir vertraue? Nun, dann kann uns nichts geschehen! Dann gibt es doch nichts, was uns trennen könnte, nichts als der Tod!“  
 Leise ermahnernd nickte sie und flüsterte: „Nichts als der Tod!“

Er aber lachte und küßte ihr die Tränen fort und rief heiter: „So sind nun die Frauenleute, mitten im Glück denken sie an den Tod. Da, sieh doch um dich, du stehst ja noch mitten im blühenden Leben! Sieh einmal dort drüben die Lichter der sinkenden Sonne auf dem Monte Baldo an! Lacht dir diese Pracht und Schönheit nicht ins Herz hinein? Ach, Liebste, ich bin so glücklich, seit ich weiß, daß du nun mein sein wirst, so glücklich, daß ich all die Schönheit hier erst jetzt mit ganz reiner Seele auf mich wirken lassen kann!“

Stumm und mit innigem Dankesblick sah sie zu ihm auf.  
 Und nachdem er sie geküßt hatte, sprach er voll Begeisterung weiter: „Ja, nun fühle ich es, daß erst die Liebe alles Hehre und Große in einem Künstler erwecken kann! Erst durch das Gold der Liebe wird die Seele geläutert, und erst mit reinen Augen kann man alles Schöne in der Welt erkennen! Und das danke ich dir, du Herrliche! Dir allein danke ich das alles!“ Wieder zog er sie an sich und küßte sie innig.

Langsam stiegen sie dann wieder ins Tal hinab.  
 Er gab ihr noch genaue Anweisungen, wie sie alle Vorbereitungen zur Flucht treffen konnte, ohne das Mißtrauen der Mutter zu erregen, ebenso sprach er ihr immer wieder neuen Trost und neue Hoffnung zu, wenn die Angst sie wieder befiel.  
 Endlich waren sie wieder unten in Barone.

Und um keinem Bekannten zu begegnen, bogen sie sofort von der Fahrstraße ab und wanderten durch die Campagna über schmale Feldwege.

Aber als sie kurz vor der Hauptstraße waren, kam Mario in einem leichten Wägelchen von Riva zurück. Sogleich hatte er sie erkannt. Aber er tat, als sehe er immer nur geradeaus auf die breite Fahrstraße und fuhr schnell weiter.

Erst, als er vorbeigefahren war, sagte Francesca erschrocken: „Mein Gott, dort drüben fährt Mario!“

Auch Bruno erkannte ihn jetzt. Aber er erschrak nicht. Lächelnd erwiderte er: „Sieh nur, wie schnell er fährt, er muß wohl große Eile haben.“

„Wenn er uns gesehen hat!“ Bebend stand sie still.  
 Doch Bruno rief heiter: „Kein Gedanke, Schatz! Wie sollte er uns denn gesehen haben? Der Wein und die Maulbeerbäume haben uns ja gedeckt.“

„Mir ist so bang zumute“, klagte sie leise.  
 Und wieder tröstete er sie, bis sie die Angst überwunden hatte.  
 Unten am Hügel trennten sie sich, um oben nicht zusammen anzukommen und um nicht das Mißtrauen der Mutter zu erregen.  
 Schon nach einer Stunde hatte Bruno gepackt und ließ seinen Koffer abholen. Zu Mutter Theresa sagte er: „Ich werde Ihrem Besuch Platz machen und schon morgen ziehen, ich habe eine andere Wohnung gefunden.“

Die Alte war so erstaunt, daß sie nicht recht wußte, sollte sie sich jetzt freuen, oder sollte sie mißtrauisch werden.  
 Darüber ward Bruno heiter, und lustig meinte er: „Nun sind Sie doch gewiß zufriedengestellt, wie?“

Endlich erwiderte sie kleinlaut: „So werde ich dem Herrn das andere Geld zurückzahlen.“

„Aber nein“, rief er heiter, „auch das sollen Sie nicht; wenn Sie es nicht behalten wollen, dann stiften Sie es für die Armentasse.“  
 Jetzt schwieg sie ganz beschämt.

Er aber ging mit fröhlichem Gruß den Hügel hinunter.  
 Und beinahe erschrocken sah sie ihm nach. „Was ist ihm denn so plötzlich geschehen?“ fragte sie sich immer wieder.

Um sieben Uhr kam Mario.  
 Bergnügt ging Mutter Theresa ihm entgegen.  
 „Alles wird gut. Der Maler zieht aus“, rief sie fröhlich.  
 Doch Mario blieb ernst und finster.

„Freuen Sie sich denn nicht auch darüber?“ fragte sie mit verhaltener Angst.

Er hob die Schultern und erwiderte mißmutig: „Was nützt das, wenn Ihrer Tochter Herz mit ihm zieht?“

„Mario, grollen Sie nicht so! Ist der Fremde erst fort, wird sie ihn bald vergessen haben!“

„Wie Sie reden. Wenn er nicht mehr hier wohnt, werden sie sich anderswo treffen.“

„Das wird Checca nicht wagen!“

Hohnlächelnd sah er sie an. „Reinen Sie wirklich, daß sie so etwas nicht wagen wird? Nun, so will ich Ihnen nur sagen, daß die beiden erst heute zusammen gewesen sind! Jawohl! Erst heute! Ich selbst habe sie von Barone kommen sehen! Na, was meinen Sie jetzt?“

Verlegen antwortete sie: „Das wird ein Zufall gewesen sein.“

Schnell rief er: „Ach, ich glaube nicht an derartige Zufälle.“

„Aber Checca hatte in Barone zu tun; vielleicht trafen sie sich unterwegs zufällig.“

„Unheim! Dann war das Treffen verabredet.“

„Aber Mario! Seien Sie nicht so eifersüchtig!“

„Wer liebt, ist immer eifersüchtig!“

„Aber Sie sollten doch Checca kennen!“

„Der Teufel trau den Weibern! Weiß Gott, was ihr der Maler vorgezwängt hat.“

Da trat Francesca selbst ein. Als sie die erregten Gesichter der beiden sah, wußte sie, was ihrer harrte.

„Nun hat sich das Fräulein gut unterhalten, wenn man fragen darf?“ Damit begrüßte er sie spöttelnd.

Sie antwortete nichts darauf.

Aber die Mutter trat sofort auf sie zu: „Mario beschuldigt dich, du habest heute eine Zusammenkunft mit dem Maler gehabt; das ist doch nicht wahr, Checca, wie?“

Ruhig erwiderte sie: „Ist es schon nicht mehr erlaubt, daß man am hellen Tage mit einem anständigen Mann durch die Felder gehen darf?“

„Hast du ihn zufällig getroffen?“ rief Mario erregt und wild.

„Was geht das dich an?“ Mutig sah sie auf.

„Aha — nun weiß ich schon genug“, sagte er. Sie schwieg.

Und die Mutter bat: „So sag ihm doch, daß es nur ein Zufall war!“

Da antwortete Francesca: „Es war kein Zufall.“

„Aha.“ — Wie wilder Hohn klang es von ihm her.

Die alte Frau stand wie erstarrt da.

„Wer hat nun recht gehabt?“ rief er wütend.

„Checca, Kind, ist es möglich?“ jammerte die Mutter.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Schatz des Gnomen.

Von Eugen Stangen. (Nachdruck verboten.)

„Pilatis sind wieder da“, rief die kleine Elly jubelnd und kam glücklich in den Garten gesprungen.

„Pilatis?“ fragte Annavera aus ihrem bequemen Faulenzer heraus mit aufleuchtenden Augen.

„Ja“, nickte klein Elly wichtig, „und Onkel Gnom hat mich schon zugerufen: viel hat er mir mitgebracht, viel, viel, viel.“

Drüben am Gartentisch, die ernste Frau, hatte die Näharbeit sinken lassen.

„Annavera — soll sich derselbe Verkehr mit Pilatis wie im Vorjahre entwickeln?“ —

Das reizende Geschöpf im Faulenzer lachte mit der Sommer-sonne um die Wette.

„Warum denn nicht, Mama? Ich freue mich schon so unjählich auf Onkel Gnom und — auf Alexander!“

„Auf Herrn Pilati, meinst du“, klang es verweisend zurück.

„Nein — auf Alexander! Wir Theater- und Künstlerleut in Berlin sind nun mal ein eignes Völkchen. So recht gute Freunde nennen sich beim Vornamen!“

„Großmutter hat wieder die Falte“, meinte Elly altflug.

Ja, Frau Rosemarie Bernburg, die Großmutter, hatte die Falte des Anmuts senkrecht zwischen den stolzen, schwarzen Brauen. Aber sie sagte sich:

„Elly“, weißt du was — —“

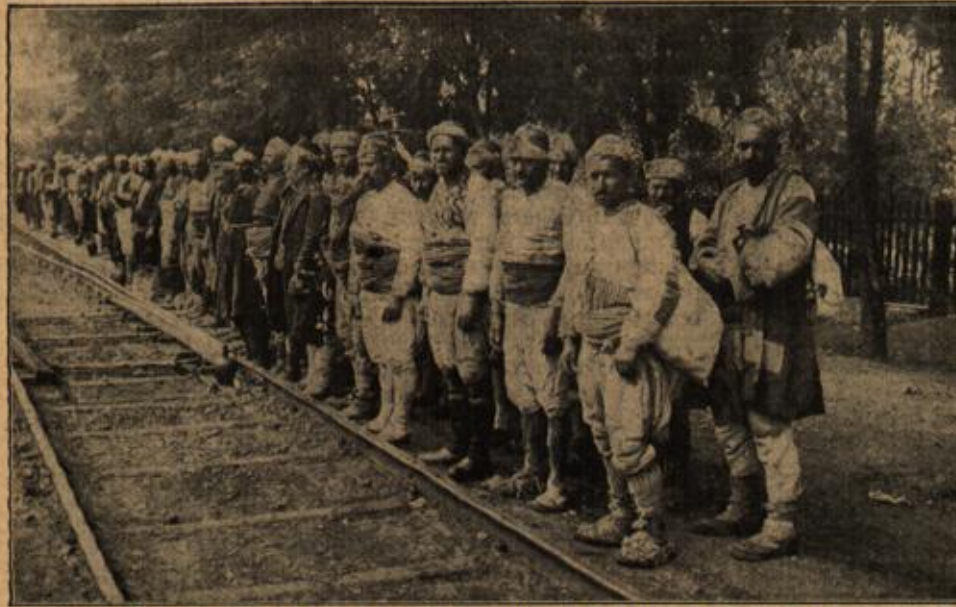
„Na, Großmutter?“

„Du könntest in den Hof gehen und den Küfelchen Hirse streuen.“

„O — ja“, rief das kleine, blonde, sechsjährige Mädchen erstreut und sprang wildfröhlich davon.

Frau Rosemarie nähte erst noch geschwind ein paar Stiche, als könnte sie damit ihre Unruhe beschwichtigen. Dann sah sie zu ihrer Tochter hinüber.

„Kind — was soll das mit Alexander Pilati —, dieser Firt.“



Türkische Reservisten erwarten auf einer Station der anatol. Bahn ihren Abtransport.

Photographie R. Zabel, Berlin.

Ein wenig richtete sich Annavera aus ihrem Stuhle auf. „Flirt? Es ist kein Flirt! Ein inniges, herzliches Gefühl ist zwischen uns, das — will's Gott — Bestand haben soll. Du glaubst nicht, wie ich mich freue, Alexander bei mir zu haben in Berlin, wenn ich im Herbst wieder auf-trete, als Stab, als Stütze, als —“

„Du willst wieder tanzen, Annavera?“ Die ernste Frau schrie das fast heraus in jähem Erschreden.

„Jawarum denn nicht, liebste Mutter? — Der dumme Lungenpitzenkatarch ist endgültig und völlig verharrt und verheilt, das hat dir Doktor Kl-



Ein 16jähriger Österrich. Zugführer. (Mit Text.)

ger selbst bestätigt. Also? Ich komme mir ja vor wie ein Schmetterling, dem man die Flügel gebunden hat! Begreifst du denn das gar nicht?“

Sie war emporgesprungen. — Schlang und licht in veräudendem Liebreiz stand sie da, wie „Linas schöne Sulphe“, wie Ouel Gnom sie stets komisch-pathetisch nannte.

„Mutter! — Alles in mir ist ja Musik — Musik — und lacht . . .“



Ewald von Lohow, General der Infanterie. (Mit Text.)

Sie raffte plötzlich grazios ihr lichtblaues, lustiges Colienne-Gewand und tanzte über den samtplatten Nasen hin, — ließ die Falten fal-len und das Gewand wehen — wie Schwingen hob sie die Arme und tanzte — nach dem Rhythmen der Musik, die ihr aus dem eigenen In-nern heraus in Herz und Ohr tönte —, tanzte wie ein Elf, wie im Traum, als seien alle Befehle des Schwerpunktes aufgehoben, — in sinnberückender, herzbezaubernder Art . . .

Auch Frau Josefmarie konnte sich dem Zau-ber nicht ent-ziehen . . .

Ein Trauer-mantel und zwei Tagpfauenau-gen kamen her-beigeslogen und gauselten über dem blonden Haupt, als sei es eine fremd-same schim-mernde Blüte.

Vaters Blut, dachte Jose-marie, das Blut des allzeit leicht-herzigen, frohsin-nigen Joachim Wernburg! Da hilft keine Erzieh-ung . . . das Blut ist stärker . . . Und Vaters Haar . . .

In den Schlingen von Joachims blondem Ringel-haar hatte sich auch einst Josefmaries ernstes Herz gefangen . . . Und dasselbe Haar stob wie Schaumgold um die Häupter von Tochter und Enkelin . . . Natur selber hatte Annaveras Haar in köstlicher Weise vulturiert . . .

Und Annavera tanzte — tanzte — und die Sonnenstrahlen streuten Gold und Flimmer über sie hin . . . Sie war ja auch erst vierund-zwanzig — und sah noch viel jünger aus —, man glaubte ihr kaum die sechsjährige Tochter . . . Aber seltsam, Annavera war so früh Witwe geworden wie die Mutter . . . Die „Mutter“ — die war nun schon „Großmutter“ — eine wun-



Nahrungsmittelchemie im Aricege (Mit Text.)



Der Vittoria-Platz in Genua, das Verkehrszenrum der Stadt. (Mit Text.)

derlich jugendliche Großmutter, erst dreiundvierzig, und noch kein graues Haar. Ebenholzschwarz bäumte sich das Haar von der Stirn empor und schlang sich auf dem Haupt zum Diadem zusammen...

In wildem Wirbel flog jetzt Annavera herüber und schlang ihre Arme um der Mutter Hals.

„Meine liebe, wunderschöne Mama, — so felig macht mich das Tanzen, so überfelig. Ich muß eben mit tanzen wie der Schmetterling fliegen muß, es ist uns Lebensbedingung!“

„Und wenn die geheulten Lungen doch nicht standhalten?“

„Dann sterb' ich jauchzend im Stäc! Ist das nicht schöner, als ein Sterben — mit gebundenen Flügeln — in der Entfagung?“

„Und Siegmüt?“

„Siegmüt? Siegmüt von Wilderrot? Was soll's mit dem?“

„Du wärest bei ihm geborgen, Kind!“

„Ich?“ — Annavera schlug übermütig eine Pirouette — „ach nein — der Siegmüt — er ist ja schon über vierzig Jahr — der paßt nicht zu mir, gar nicht. Ich weiß, du hast ihn in dein Herz geschlossen, aber —“

„Es war so mein itilles Hoffen, daß ihr beide —“

„Grüß euch Gott, alle miteinander!“

„Pilatis! Pilatis!“ rief Annavera. „Dntel Gnom!“

Da kamen die beiden...

Auch Frau Rosemarie Wernburg erhob sich zur Begrüßung...

Seltfame Menschen beide, der Dntel Bildhauer und der Nefse Maler. Der Maler ein junger, prachtwoll gebauter, großer Mensch, frisch, gesund — bildhübsch —, das dichte blonde Haar so siegfriedshell und sonnenblond, daß es schon ins Kupfrigrote hinüberspielte. Der Bildhauer winzig — ganz winzig —, kaum über Eitwütgröße — mit einem bartlosen, feinen, molanten Gesicht — ein geistvoller, humorvoller Gnom.

Wie ein Gummiball schmeckte er sich nach der ersten Begrüßung auf einen hochbeinigen Gartenstuhl. „Die

Kleinsten sollen die Größten sein im Himmelreich“, meinte er dabei in seiner oft drohlich deklamierenden Art, „und hier in Johannisbrunn fühle ich mich wie im Himmelreich, wirklich, Frau Rosemarie!“

„Ja, Johannisbrunn wächst einem ans Herz“, sagte Frau Wernburg, nur um etwas zu sagen, denn sie ärgerte sich, daß er sie wieder so ohne weiteres beim Vornamen nannte.

„Alexander löste die Umwöhnung eines Pakets. Annavera saß neben ihm, beide Hände leicht an ihn gelehnt. Die beiden Köpfe bogen sich dicht zueinander. Diese beiden schimmernden, schönen, sonnigen Köpfe! Als habe Gott selber sie zusammengefügt!“

„Da — schau — Annavera!“

Er schlug die Papierhülle auseinander. Eine künstlerische



Sturm. Zeichnung von Alfred Hölzl.

Photographie seines Kolossalgemäldes „Romeo und Julia“ kam zum Vorschein. Alexander Pilati hatte im Vorjahr das Bild entworfen, sich selbst als Romeo gemalt und als Julia die blonde Schönheit Annaveras verewigt. In Berlin hatte er es in den Details fertiggemalt. Und nun — „es hat die große Medaille erhalten“, flüsterte er leise in Annaveras Ohr.

Sie fuhr auf — aber sie brachte keinen Ton über die Lippen, — sie sah ihn nur mit glückgeweiteten Augen an — und lehnte dann ihren goldigen Kopf wie in stummer Huldigung an seine Schulter.

„Haben Sie sich heut die Essigflasche zerichlagen, Frau Rosemarie?“ fragte Onkel Gnom beimbaumelnd von seinem Thron dazwischen.

„Warum?“ fragte sie kühl.

„Weil Sie ein so saures Gesicht machen! Stimmt der Anblick des schönen Bildes Sie so veräuert? Eine Unsumme von Kraft und Adonnen steckt in diesem Bild. Es ist einfach ein Hirnriss!“ —

„Ich gebe das zu“, stimmte Frau Rosemarie bei, — aber immer noch kühl bis ans Herz hinan

„Nun können wir zum Herbst Hochzeit machen“, sagte selig Alexander Pilati in Annaveras Ohr.

Ein leichter Schrei — von Rosemariens Munde. Die Nadel hatte sie gestochen, — drei Tropfen Blutes flossen aufs Linnenweiss.

„Mama“ —

„Hochzeit — glauben Sie, daß es dazu schon langt, Herr Alexander Pilati?“ —

Der blonde Vater nickte.

Annavera schmiegte sich noch inniger an ihn.

„Du malst, Alexander — ich tanze, — wir verdienen viel, viel Geld, und schaffen uns ein Künstlerheim, noch schöner als Stud in München.“

„Bravo“, rief Onkel Gnom und hockte sich auf seinem Hochstuhl zusammen wie die Pythia auf dem Dreifuß. „Bravo! Man muß zum Höchsten seine Hände reden, um etwas zu erreichen.“

„Oder Steine für Brot“, klang es bitter aus Rosemariens Mund.

Es war eine köstliche Zeit für sie gewesen, die Annavera nach ihrem Weltflug und nach ihrer Wittwenschaft bei ihr verlebte — mit der wilden, fröhlichen Elly, — anfangs krank, ja — aber in der herrlichen Luft von Johannisbrunn genas sie bald und blühte schöner denn je auf. Und daneben blühte eine Hoffnung auf. Annaveras Mann war genau so blond, so leichtfertig und frohsinnig gewesen wie Joachim Wernburg. Rosemarie empfand fast einen Haß gegen alle blonden Menschen. Denn die waren ja wohl alle so leichten Sinnes und frohen Herzens. Aber Siegmund von Wildenrot war braun. Und dessen Gut Dornstetten lag bei Johannisbrunn! Wenn Annavera Siegmund von Wildenrot heiratete, dann — dann behielt sie Kind und Entlein in der Nähe, dann würde es nicht mehr so schrecklich einsam um sie, so einsam, wie es um sie gewesen war all die langen, langen Jahre. Aber freilich — diese beiden leuchtenden Köpfe da drüben sahen wirklich aus, als habe Gott selbst sie zusammengefügt, auch Rosemarie empfand das.

„Sie sehen aus wie eine Niobe“ — deklamierte da in seiner drolligen Art der kleine Bildhauer, — und plötzlich hoppte er wie besessen auf seinem Thron hin und her, jetzt weiß ich's, als was ich Sie modellieren werde — als Niobe, Frau Rosemarie, — Sie werden eine prächtige Niobe abgeben!“

„Lassen Sie die Scherze, Herr Karol Pilati“, sagte Frau Rosemarie — und bemühte sich dabei, ganz sanft zu sein, — „ich bin eine alte Frau.“ —

„Alt?“ Onkel Gnom zog sein molantes Gesicht possierlich in die Länge, „alt? Sie mit dem königlichen Haardiadem?“ Er lachte ungeheuer. „Ja, kann man denn überhaupt alt werden?“

„Sind Sie jung geblieben?“ fragte die schwarze Frau wieder kühl und feindlich.

„Ja — und ob!“ bestätigte Onkel Gnom — und nickte mit seinem Kopf wie eine Pagode, dem man einen unansten Stoß gegen sein Wackelhaupt gegeben hat „lächerlich jung! Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie jung ich mich fühle! Ob der Kalender dabei auf neununddreißig oder auf neunundfünfzig zeigt, das ist doch gleich! Auf den Kalender pfeift man! Und so denk ich hundert Jahr zu werden, bis mir der Kaiser die goldene Tasse mit seinem Bilde schenkt! Und dabei jung zu bleiben! Das Leben ist doch auch so schön, — in jeder Minute, in jeder Phase schön!“

„Nicht für jeden — und nicht immer“, entgegnete Frau Rosemarie, — aber ein schwaches Lächeln über den kleinen, ekstatischen, komischen Onkel war doch über ihr Gesicht geglitten.

Karol Pilati machte ein Gesicht wie ein Faun. „Manchmal ist das Leben nur ein schlechter Witz! Ja! Und wenn man als armer, junger Dachs ewig seinen Leibriemen enger schmallen muß, und einen Sechertale auf drei Mahlzeiten einteilen soll, dann freilich — aber wenn man sein Tischleindeckdich hat — und gesund ist, Frau Rosemarie?“ —

Er sprang von seinem Thron herab — und sprang wieder hinauf, als wolle er seine Elastizität, sein Junggebliebenheit so recht überzeugend dartun.

„Ich kann mich vor Lebenslust oft kaum fassen! Und dabei ein Künstler sein und bilden dürfen! Zu schön ist das Leben!“ —

„Ja, wenn man Ihren leichten Sinn hat“ —

„Sie können auch Leichtsinns sagen, Frau Rosemarie. Leichtsinns ist nämlich etwas Nöfliches! Ein Lebensüberwinder!“

„Ein loser Falter, der eben nur flattert, weiter nichts.“

Zwischen ihren Augenbrauen stand senkrecht die Falte. Onkel Gnom schlug gemächlich ein Bein über.

„Ist ein Schmetterlingsdasein nicht auch ein Leben? Mit Elefantensfüßen kann man über keinen Abgrund hopfen, — aber mit Schmetterlingsflügeln fliegt man drüber hin.“ —

Frau Rosemarie empfand plötzlich, man konnte dem kleinen, genialen Mann doch nicht ernstlich böse sein. Von blühenden Linden wehte eine Blüte hernieder und senkte sich in das glänzende schwarze Haardiadem der ersten Frau.

„In der Nacht geht ein Sternlein auf“, meinte Alexander Pilati. Und Annavera sagte voll Stolz:

„Bekommt du nicht die königliche, wunderschönste Schwiegermama der Welt, Alexander?“

„Ja“, bestätigte der, „wunderschön! Nur manchmal hab' ich Angst vor ihr wie vor dem Zwerg Laurin!“

„Laurin?“ — Annavera hob den goldenen Kopf.

„Ja — der hat auch alle weißen, blonden Menschen gehaßt!“

„Und alles Frohherzige, Leichte, Verschwingte“, gab Onkel Gnom zu.

Rosemarie fühlte, daß sie tiefrot wurde. Nein, sie wollte auch nicht ungerecht sein.

„Torheit“, wehrte sie ab. „Aber so weit vernünftig sollten Sie doch sein, besser Pilati“, wandte sie sich an den kleinen Mann, „Annavera zu bestimmen, nicht mehr zu tanzen.“

„Warum denn nicht?“ —

Sie sah ihn vorwurfsvoll an.

„Wenn ihre Lungen es nicht aushalten?“

„Dann ist es ein Aufgehen in Schönheit, ein Erlöschen in Sonne“, meinte Onkel Gnom begeistert, „aber beruhigen Sie sich, Frau Niobe, Tanz mit Masken ist die beste Lungengymnastik.“

Nein, es war nichts zu machen, sie mußte alles Aufbegehren lassen — sie sah es ein, — diese blonden Menschen hielten nun einmal zusammen.

War denn Onkel Gnom auch blond? Dem stand das plüschkurzgeschorene Haar wie eine silberne Bürste um das feine Savonarologesicht!

Silbergrau! Und dabei dieser Schatz an Jugend, an Genüßfähigkeit, an Glüd. Ein Dichterwort fiel ihr ein: „Genie ist Jugend, Jugend ist Genie!“ —

Ein leiser Wind kam daher und wehte die Lindenblüte im schwarzen Haar leise hin und her; sie schimmerte wie ein mattgoldiges Sternlein.

„Und als Niobe modellier' ich Sie doch!“ das sprach Onkel Gnom. Aber sie konnte nicht antworten. Elly kam um die Hausede gestürzt und brach in ein förmliches Indianergeheul aus, vor Freuden, als sie ihren geliebten Onkel Gnom sah. Natürlich hatte der Onkel auch alle Taschen voll für sie mitgebracht. Aber so leicht war das Mitgebrachte nicht erhältlich. Der Onkel legte es fern auf einen Baumstumpf; — und dann begann ein Wettlauf. „Wer zuerst dort ist — hat es!“ — Elly lief wie ein Wirbelwind. Onkel Gnom auch... Es war einfach erstaunlich, wie er laufen konnte...

„Ja, Sie sind wirklich jung geblieben“, sagte Frau Rosemarie Wernburg zu ihm. Er sah sie von unten herauf komisch an.

„Vielleicht auch deswegen, weil ich nie meiner Jugend vergessen habe. Aber es gibt Menschen, die vergessen ganz ihre Jugend! Der Herr auf Dornstetten, der Siegmund von Wildenrot, ist, glaub ich, auch nie jung gewesen.“

Wieder stob die wilde Jagd davon... Und dann verloren sich alle in den Tiefen des Gartens... Frau Rosemarie fand sich plötzlich allein am Gartentisch sitzen... und es kam ihr vor, als sei es plötzlich sehr dunkel um sie geworden, — sehr, sehr dunkel...

Starrte ihr nicht die Einsamkeit kalt und groß entgegen? — Es rann ihr wie ein Frösteln über den Rücken und bis hinein ins Herz. Menschen, die nie jung gewesen sind, die einfach vergessen hatten, jung zu sein, — ja, ja, die mochte es geben...

Pferdegetrappel ließ sie das Haupt wenden. Da kam der Gutsherr von Dornstetten angefahren. Und ehe noch der schwarze Orloffstraber ganz hielt, sprang er aus dem Wagen. Und wie immer, wenn er kam, lief ein glühendes Rot über sein tiefgebräuntes Gesicht. Auch Siegmund von Wildenrot war groß, — groß wie Alexander Pilati, nur dessen Schmiegsamkeit und Geschmeidigkeit fehlten ihm, etwas leicht Ungeschlachtet, Unbehilfliches lag über Siegmund.

Frau Rosemarie sah ihm aufmerksamer, forschender als sonst entgegen. Dieser Mann von einundvierzig Jahren war immer noch wie ein großer, lieber, guter Junge! Und so tiefbrünett im Haar und Gesichtsfarbe! Aber gerade darum sahen die blauen Augen so rührend dazu aus, so treuherzig und gutmütig. Und

Frau Rosemarie nickte ihm besonders freundlich zu, das hieß heimlich: „Ja, ja, du hast auch auf deine Jugend vergessen . . .“

Dann, als er neben ihr saß, meinte sie: „Sie haben sich ja so lange nicht sehen lassen, Herr von Wildenrot?“ —

„Haben Sie mich vermisst?“

Sie nickte.

Glücklich fuhr er fort: „Manchmal schiebt man einen Entschluß immer wieder hinaus — man traut sich nicht, — aber heut“ — er gab sich plötzlich einen Ruck — „heut muß ich Sie etwas fragen!“

Rosemarie unterdrückte einen Seufzer. Das hatte sie ja kommen sehen. Und nun mußte sie ihn so enttäuschen, ihm so wehe tun . . . Dabei fühlte sie, wie sehr ihr doch der „große, gute Junge da“ ans Herz gewachsen war. Ganz leise legte sie ihre Hand auf seinen Arm, als müsse sie schon im voraus beschwichtigen, trösten.

„Ich ahne, was Sie fragen wollen . . .“

„Daß ich ein Lebensglück erbitten will?“ — Dieser Glanz in seinen blauen Augen . . .

„Annavera aber hat ihr Herz nun einmal an den jungen Maler gehängt . . .“

„Annavera? — Natürlich! — Diese Liebe sah man ja schon im Vorjahr aufsteigen!“ —

Jäh fuhr der Kopf der schwarzen Frau herum. Erstaunt sah sie ihn an. Was wollte er denn eigentlich? War er konfus geworden?

„Lassen Sie Annavera doch glücklich werden! Jäh — juch ja auch noch ein Glück! Durch Sie! Bei Ihnen! Rosemarie?“ —

Stürzte denn der Himmel ein? Öffneten sich der Erde Tiefen? — Ja, nun sah Frau Rosemarie Wernburg wirklich wie eine Niobe da — erstarrt . . . Was war ihr? — Siegmund sah sie unruhig an. Da nickte ihm das Lindenblütensterlein im Haar diadem wie aufmunternd, freundlich, nedend zu . . .

„Ich hab Sie doch so lieb, Rosemarie, so von ganzem Herzen lieb!“

„Ich bin doch eine alte Frau! Bin ja schon Großmutter!“

„Sie alt?“ Er lachte grad hinaus — wirklich wie ein Junge. „Wissen Sie denn gar nicht, wie schön Sie sind? Wie eine Königin! — Und zwei Jahre älter — das macht doch nichts? Eine ältere Frau bringt Glück ins Haus, sagt der Volksmund!“

„Still doch“, wehrte sie scheu, erschrocken, —

„Sie brauchen doch ein junges Mädel?“ —

„Ich hab' junge Mädeln nie leiden können! Und Sie liebe ich nun einmal!“ Jetzt wurde er ganz klagend. „Und ich brauche einen lieben, treuen Freund und Helfer drüben auf Dornstetten.“

Da ging ein sonderbares Lächeln auf in dem ernsten Gesicht der Frau. „Ja Siegmund, dann — dann müssen wir eben versuchen, die vergessene Jugend wiederzufinden, versuchen, miteinander wieder jung zu sein . . .“

„Rosemarie!“ Stämmisch schloß er sie in seine Arme. — Sie wehrte ihm nicht, — sie ließ ihr Haupt an seiner Schulter ruhen. Fernher tönten Stimmen, — und Klängen näher . . . Elys Ainderjuchzen . . . Onkel Gnoms vergnügtes, schallendes Lachen. Mochten sie kommen . . .

Rosemarie fühlte sich geschützt, geborgen, gefeit . . . Etwas von dem unverwundlichen Schatz des Gnomen war ja jetzt auch in ihr — das fühlte sie deutlich — Jugend und Glückseligkeit . . .

### Blutvergiftung.

Jedermann bekannt sind die mehr oder weniger scharfen Gifte, welche schädigend auf unsern Körper einwirken, wenn sie in den menschlichen Magen gelangen. Andere schädliche Einflüsse machen sich wieder geltend durch Einatmung gasförmiger Gifte, die in unsere Lungen geraten. Auch derartige Gifte sind allgemein bekannt. Eine dritte Art von Giften wirkt schädigend auf unsern Körper nur dann ein, wenn sie auf direktem Wege in die Blutbahn gelangt. Merkwürdig nun ist die Erscheinung, daß Gifte der einen Art sich nach der andern Seite hin gar nicht als solche erweisen. Man denke nur an die Kohlensäure, die eingeatmet die schwersten Vergiftungsercheinungen hervorruft, auf den Magen aber angenehm erfrischend wirkt. Manche tierische Gifte (z. B. Schlangengift) können, ohne Schaden anzurichten, in den (unverletzten) Magen des Menschen gelangen, während sie, der Blutbahn einverleibt, oft sofort tödlich wirken.

Solche direkt in die Blutbahn gelangenden Gifte erzeugen eine Art von „Blutvergiftung“. Von der soll jedoch in diesen Zeilen nicht gesprochen werden, sondern von Blutvergiftungen

im vollstümlichen Sinne, jenen Erkrankungen, die infolge von Verletzungen, oft der geringfügigsten Art, entstehen. Zehen wir uns eine Verletzung zu, so wird in der Regel Blut fließen. Es schwellen vielfach alle Unreinigkeiten, die in die Wunde gelangten, hinaus und schafft so eine Art von Selbstschutz gegen Blutvergiftungen. Nach einiger Zeit stopft der Blutfluß und die Wunde füllt sich mit Faserstoffgerinnsel, das sie luftdicht abschließt und unter dessen Schutz sich neues Gewebe bildet, das nach und nach die Wunde ausfüllt, die Wundränder miteinander verbindend.

Aber nicht immer tritt dieser normale und darum günstige Verlauf einer Wundheilung ein. Nicht selten kommen Fremdkörper in die Wunde und es entsteht Eiterung, so daß eine normale Heilung verhindert wird. Die Eitererreger zerstören das Faserstoffgerinnsel, welches die bloßgelegten und durchschnittenen Blutgefäße verstopfte und bedeckte. Oft geben jene ganz geringfügigen Verletzungen, bei denen gar kein Blut fließt, weit eher

Verleibild.



Wo sind die beiden Gäste?

Anlaß zur Blutvergiftung als größere Wunden; denn ihnen fehlt der natürliche Wundschutz, die Selbstreinigung durch das fließende Blut und der nachfolgende, von selbst eintretende Luftabschluß. Der fortwährend an dem Eiterherde vorbeifließende, gewissermaßen ledende Blutstrom führt Teile des Eiters mit Eitererregern fort, oft durch das ganze Adernetz, wobei sie sich an einer beliebigen Stelle, vielleicht aufgehalten durch die geringe Weite kleinerer Äderchen, festsetzen und sofort eine neue Eiterung erzeugen. Derartige Eiterherde können sich oft in kurzer Zeit in großer Anzahl bilden, bald wird das ganze Blut verjaucht und vergiftet. Am schnellsten jedoch verläuft die immer tödlich endende Bildung eines Eiterherdes in einem edleren Körperteile, z. B. im Gehirn.

Das sicherste Anzeichen einer eingetretenen Blutvergiftung ist plötzlich auftretendes hohes Fieber, das durch einen mehr oder weniger lange anhaltenden Schüttelfrost eingeleitet wird. Tritt beides nach einer stattgefundenen Verletzung ein, so ist fast immer mit Sicherheit auf eine Blutvergiftung zu schließen. Das Allgemeinbefinden verschlechtert sich zusehends, die Körperwärme nimmt schnell zu. Die verletzten Körperteile sind angeschwollen, die Schwellungen nehmen schnell zu und mit ihnen die Schmerzen. Entsprechend den Lymphgefäßbahnen, die entzündet sind, zeigen sich hervorstechende rotblaue Stränge auf der äußeren Haut. Häufig zeigen die in der Nähe der verletzten Stelle liegenden Drüsen, manchmal auch die Nieren, die bestrebt sind, die Herausschaffung des Giftes aus dem Körper zu bewerkstelligen, entzündliche Zustände. Sehr oft endet schwerere Blutvergiftung tödlich.

Sobald sich eine Blutvergiftung bemerkbar macht, sind heiße Kompressen auf die verletzte Körperstelle zu legen. Noch empfehlenswerter ist es, die betreffende Stelle fortwährend andampfen zu lassen. Herzwärts sind kühle Kompressen aufzulegen. Die ausübende Tätigkeit der Nieren unterstützen man durch das Trinken heißer Fruchtlimonaden, die des Darms durch wiederholte Abtäre. Als Getränk sei in erster Linie Zitronenwasser empfohlen.

Belastet wird, um den ganzen Körper vor Verseuchung zu schützen, das Glied, an dem die Verletzung stattfand, amputiert, meist leidet zu spät und darum ohne Erfolg. Sehr vorzuziehen ist es, eine auftretende Eiterung dadurch zu verhindern, daß man dem Eiter einen schnellen Weg nach außen verschafft. Kann das nicht durch erweichende Aufschläge geschehen, so muß der Arzt einen Neuen operativen Eingriff machen.

Im Verhältnis zu den unendlich vielen größeren und kleineren Verletzungen kommen Blutvergiftungen selten genug vor. Das soll uns aber nun durchaus nicht abhalten, peinlichste Sauberkeit an unserm Körper zu üben. Von ganz besonderer Gefährlichkeit sind die schwarzeränderten Fingernägel. Unwahrlich kommt es vor, daß wir damit uns oder anderen geringfügige Verletzungen zufügen; der Schmutz und mit ihm Eitererreger dringen in die Wunde ein und eine Blutvergiftung kann leicht die Folge sein.

Haben wir uns Verletzungen zugezogen, so lassen wir die Wunde, wenn sie nicht zu groß ist, ruhig ausbluten. Nichtblutende Verletzungen bringe man durch kräftiges Drücken ihrer Umgebung, besonders oberhalb der Wunde, zur Blutung. Einen sich bildenden Blutstropf entferne man unter keinen Umständen. Kleinere Wunden verschließe man luftdicht durch ein Stück „Heftplaster“. (Nicht im Munde, sondern im lauen Wasser erweichen!) Größeren

Berlegungen gewähre man Luftabschluss durch einen aseptischen Schußverband. Die antiseptische Wundbehandlung ist, weil nicht ganz ohne Vergiftungsgefahr, nicht anzuwenden. S. S.

### Unsere Bilder

Ein 16jähriger österreichischer Jungführer, Besitzer der bronzenen und der großen silbernen Tapferkeitsmedaille. Franz Novakovicz, im Zivilberufe Realkaufmännler, dem unter andern das Heldenstücklein, einen italienischen Major gefangen zu nehmen, gelang.

**General der Infanterie Ewald von Lohow**, Führer des brandenburgischen Armeekorps, das die Festung Douaumont erklümmte. Sein Armeekorps hat sich im Laufe des Krieges mehrfach ausgezeichnet, so besonders bei Soissons, wo die Märlker die Franzosen durch einen heldenmütig durchgeführten Angriff über die Aisne zurückwarfen.

**Die Nahrungsmitteltchemie während des Krieges** macht fortgesetzt weitere Fortschritte. Nach dem Strohmehl, dem aus der Hefe gewonnenen Protein, ist es jetzt auch gelungen, das für die Ernährung so wichtige Eiweiß in reiner Form aus Rinderblut herzustellen und in Form eines Eiweißpräparates auf den Markt zu bringen. Erfinder dieses neuen Eiweißpräparates ist der Grazer Schlachthausdirektor Alois Walz, dessen Bild wir wiedergeben. Außer seiner Nährkraft und unbedingten Haltbarkeit wird dem neuen Präparat der Vorzug nachgerühmt, weder im Ansehen noch im Geschmack an Blut zu erinnern. Die „milchende Kuh“, von der bildlich immer gesprochen wird, rückt damit fast vollständig zu der universalen Bedeutung einer Nährmutter der Menschheit auf.

**Der Vittoriaplatz in Hull**, das Verkehrscentrum der Stadt. Am 6. März wurde die wichtige englische Hafenstadt Hull von mehreren Zepellinen angegriffen und mit Bomben belegt.

**Ansicht der neuen St.-Heinrichs-Kirche in Warschau.** Vor kurzem fand in Warschau im Beisein des Generalgouverneurs von Posen und anderer hoher Persönlichkeiten die feierliche Einweihung der katholischen St.-Heinrichs-Kirche auf dem Sachsenplatz statt. Es ist dies die vor kurzem erbaute russische Kathedrale, ein Prachtbau mit sieben Kuppeln, und den nun die deutsche Regierung in eine katholische Pfarrkirche umwandelte.

### Allerlei

**Vierhändig.** Der alte Portier, der die jungen Baronessen vierhändig spielen sieht, kopfschüttelnd zu seiner Frau: „Ich verstehe gar nicht, daß die gnädige Frau Baronin, die doch so sehr reich ist, nicht für jede Tochter ein eigenes Klavier kauft!“

**Ein kluger Rat.** Gasparo Spontini, der Generalmusikdirektor der Kgl. Oper in Berlin, wurde eines Tages von dem aufstrebenden jungen Komponisten Felix Mendelssohn in seiner Wohnung aufgesucht und um seinen künstlerischen Rat gebeten. Spontini, der sehr von seinen eigenen Werken eingenommen war, sagte dem jungen Künstler: „Ich läsm Ihnen nichts raten, als „Großes“ zu schaffen. Schauen Sie, hier von meinem Fenster aus erblicken Sie die mächtige Kuppel des französischen Domes. Nun, um „Großes“ zu schaffen, muß man hohe, erhabene Gedanken haben, so mächtig und groß wie die vor uns liegende Kuppel!“ A. M.

**Schiller verkehrte in Mannheim viel im Hause des nachmaligen Wiener Schauspielers Müller** und brachte dort manchen Abend in Gesellschaft der Mitglieder des berühmten Hof- und Nationaltheaters zu. Waren die Mimen aber gegangen, so hat er oft noch um Wein oder Kaffee, Linte und Papier, und schrieb die Nacht hindurch an seinem Trauerspiel „Kabale und Liebe“. Des Morgens fand Müller ihn dann gewöhnlich auf einem Lehnstessel in einer Art von Startrampf, so daß er ihn einmal wirklich für tot hielt. Karoline Wed fragte den Dichter einst, ob ihm nicht die Gedanken ausgingen, wenn er so die ganze Nacht schriftstellere. — „Dös ischt net anders“, antwortete Schiller, der damals noch den breiten schwäbischen Dialekt sprach; „aber sehet Se, wenn die Gedanken ausgehn, da mal i Köpfe.“ In seinen Manuskripten sind auch wirklich ganze Seiten, auf welche er nichts als kleine Pferde und Männchen getrichelt hat. Wenn der Frau Wed in der Folge irgendeine Stelle in Schillers Arbeiten nicht gefiel, so fragte sie ihn scherzend: „Da haben Sie wohl Köpfe gemalt?“

### Gemeinnütziges

Die Unfruchtbarkeit vieler Kirichen hat nicht selten ihre Ursache in Kalkmangel des Bodens. Steinobst liebt viel Kalk. Wer ihn züchtet, erspart sich meistens die Erjagpflanzungen.

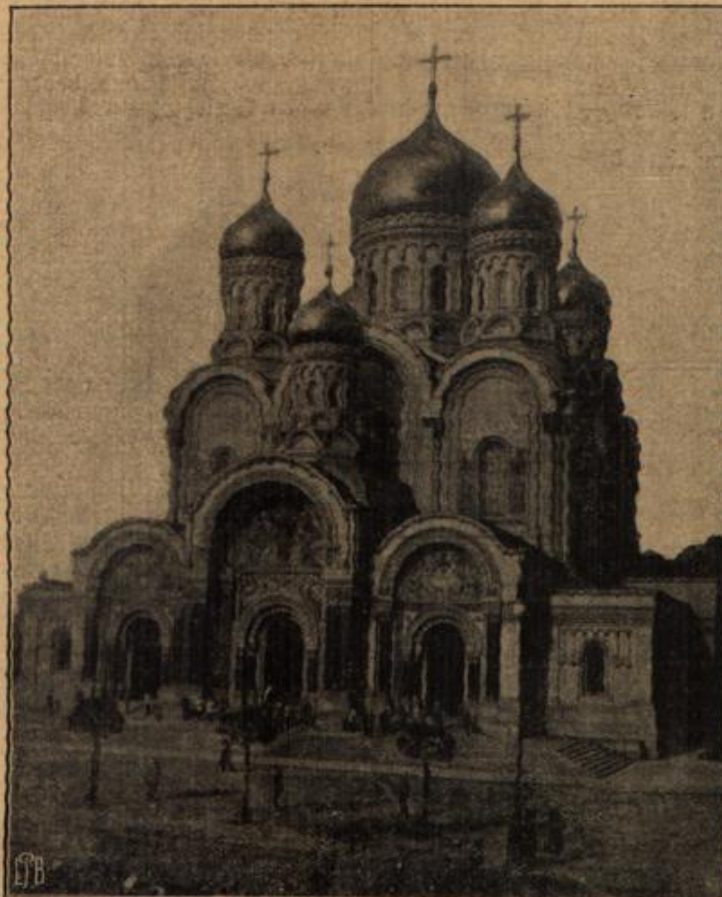
**Haselnüssen** sagt freie Pflanzung am besten zu. Da sie mit den minder guten Standorten vorlieb nehmen, könnte mancher Garten mit den Nüssen besser ausgenützt werden, als es geschieht. Haselnüsse lassen sich auch als Pyramiden ziehen und bringen so die vorzüglichsten Früchte.

**Origineller Schlüssel- oder Handtuchhalter.** Einen allerliebsten Schlüssel- oder Handtuchhalter kann man sich mit wenig Mühe und Kosten aus einem hölzernen Kinderrechen, wie man ihn für 25 bis 30 S. auf dem Jahrmärkte erhält, selbst herstellen. Der lange Stiel wird ca. 20 cm über dem Rechenende abgeschnitten. Das Holz wird entweder mit bunter Emailfarbe oder mit Goldbronce angestrichen und an der Stelle, wo der Stiel abgeschnitten wurde, mit einer Fle zum Aufhängen versehen, welche durch eine flotte Schleife oder Rosette verdeckt wird. Sehr nett macht es sich auch, wenn man die Holzteile nur mit weißer Farbe anstreicht und mit einem schmalen, farbigen Wollbände umwickelt, wobei aber genaue Absstände zu halten sind, zwischen denen die weiße Grundfarbe durchleuchtet. Die Zinken des Rechens dienen zur Aufnahme der Schlüssel oder Handtücher und können noch an der Spitze mit kleinen, goldenen Ziernägeln versehen werden. Für das Kinder- oder Fremdenzimmer, Vorplatz oder Küche sind diese einfachen und doch netten Halter besonders zu empfehlen. Auch mittels des Brennstiftes lassen sie sich hübsch verzieren. M. M.

**Frühgepflanzte Ziersträucher,** Bäume und Koniferen, müssen stets ganz gründlich angegedüngt werden, ganz gleich, ob sie im Herbst oder im Frühjahr gepflanzt wurden. Je eher diese anzugehen, um so besser überdauern sie auch einen etwa kommenden trockenen Sommer.

**Auslösung.**

H	A	G	A	R
A	D	A	M	
G	A	D		
A	M			
R				



Ansicht der neuen St. Heinrichs-Kirche in Warschau. (Mit Text.)

**Gras- und Grünspanflecke** entfernt man aus hellen farbenechten Waschtroffen durch Abreiben mit dem Saft einer frischen Zitronenschibe. Dann zieht man den Stoff straff an und beiegt den Fleck mit kochendem Wasser.

**Rätsel.** Wo Rosen sind, ist auch das Wort, Versteht es es fast sehr dort. Fritz Suggenberger.

**Worträtsel.** Luna, Alpen, Natur, Robe, Eros, Gase, Nera, Nelke, Salbe, Loro, Koran, Laut, Seine. Aus jedem der genannten Wörter bilde man durch Umstellen der Buchstaben ein neues Hauptwort. — Nach richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben der neu gebildeten Wörter eine wichtige Seemannswaffe. W. Spangenberg.

**Schachlösungen:** Nr. 150. 1. Dd3—b2 etc. Nr. 151. 1. Dd3 etc. **Richtige Lösungen:** Nr. 136. Von R. Schröder in Kirchenlamitz. Nr. 138. Von W. Bunte in Gantsehe. Unterst. G. O. H. Feld. R. W. in Schwerin. L. G. in Großmöbern. Nr. 146. Von G. Stepi in Schweinfurt. a. R. Nr. 147. Von R. G. a. u. o. l. b. in Wittendurg a. M.

**Problem Nr. 152.** Von D. G. Sudde. Lehrh. Desehale 1882. Schwarz.

**Matt in 2 Zügen.** Weiß: Ka7; Dh1; Lg6; Sc8; e8; Bf2, f5, g3. Schwarz: Ke6, La4, g5; Bd4.

**Auslösungen aus voriger Nummer:** Des Logograph: Jona, Juni. — Der Scharade: Schaden, Freude, Schadenfreude. Des Silberrätsels: Wo man beglückt, ist man im Vaterlande.

Alle Rechte vorbehalten. Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.